



„Jedes Instrument hat seine eigene Krankheit“, sagt der Musikmediziner Wolfram Goertz (vorne links).

FOTO: ANDREAS ENDERMANN

Versagende Klangkörper

Pianistenkrampf, Geigerfleck, Grüner Star: Ein Besuch in der Düsseldorfer Musikerambulanz

Der Arzt: „Spielen Sie meistens an Orgeln mit mechanischen oder elektrischen Kopeln?“ Der Patient: „Elektrisch.“ Am Klavier. Rechts spielt der Patient, links der Arzt die Bassstimme. Ein Triller. Der Arzt: „Fühlen Sie eine Spannung zwischen dem zweiten und dem vierten Finger?“ Der Patient: „Schon.“

Willy Olfmann ist katholischer Kantor. Mit 68 Jahren ist er im Ruhestand, spielt aber noch regelmäßig an mehreren Orgeln im Ruhrgebiet. Doch seit zwei Monaten kribbelt es in der rechten Hand, nachts werden die Finger taub, beim Spielen steht die Hand unter Spannung. Olfmann hat Schmerztabletten vom Hausarzt bekommen, aber er spürt: Geht das so weiter, muss er aufgeben. Deshalb ist er hier.

In der Düsseldorfer Musikerambulanz im zehnten Stock des Universitätsklinikums hängen Plakate von Patientenkonzerten und großen Orchestern, mit denen die Ärzte zusammenarbeiten. Die Wände sind schallisoliert. Zur Untersuchung bringen die Musiker ihr Instrument mit.

Das Musizieren krank machen kann, ist ein kaum beachteter Teil der Musikgeschichte. Dabei kann man ihn sogar hören. Zum Beispiel in der Toccata op. 7 von Robert Schumann. Das Stück fordert enorm viel vom Pianisten, nur eines nicht: den Einsatz des Mittelfingers der rechten Hand. Grund dafür könnte sein, dass der junge Schumann ihn nicht mehr problemlos bewegen konnte. Er hatte sich sogar ein Gerät gebaut, um ihn gesondert zu trainieren. Nur: Damit machte er alles noch schlimmer, die angestrebte Pianistenlaufbahn musste er am Ende aufgeben: ein klassischer Fall von fokaler Dystonie, auch bekannt als „Pianistenkrampf“.

Seit bildgebende Verfahren Einblicke ins Gehirn ermöglichen, ahnen Mediziner, was sich dabei abspielt. Ausgerechnet durch das viele Üben überlagern sich anscheinend die Repräsentationsareale zweier Finger im Gehirn. Der Musiker kann beide nicht mehr getrennt bewegen. Heute versucht man, diesen Prozess umzukehren, indem man einen der Finger mit Botox lähmt. So wird das Gehirn umprogrammiert und lernt, die Finger wieder voneinander zu unterscheiden.

Ein kranker Musiker ist ein Risiko für das ganze Orchester. Deshalb schweigt er

Erfolg hat das nicht immer, aber oft. Der amerikanische Pianist Leon Fleisher zum Beispiel kann seit etwa fünfzehn Jahren wieder mit zwei gesunden Händen spielen. Zuvor spielte er nur das Spezialrepertoire für die linke Hand. Und Glenn Gould hat sich vermutlich nicht freiwillig so früh von Liveauftritten verabschiedet, wie es die Selbstmystifizierung darstellt. Jedenfalls spräche dafür seine Neigung zu betont langsamen Trillern, die gerade Dystonikern Probleme bereiten. Das Tonstudium wäre eine Möglichkeit gewesen, die Stücke aus vielen kleinen Tracks zusammenzuschneiden.

„Musiker werden oft durch das krank, was sie am meisten lieben“, sagt Wolfram Goertz. Er hat die interdisziplinäre Musikerambulanz am Düsseldorfer Universitätsklinikum vor vier Jahren gegründet, auch als Ergebnis des eigenen Lebensweges. Goertz hat Kirchenmusik und Musikwissenschaft studiert, Chöre geleitet und sitzt in Juries. Bekannt ist er aber hauptsächlich als Musikjournalist, unter anderem seit dreißig Jahren als Redakteur bei einer Tageszeitung. Doch weil ihn Musikmedizin schon immer faszinierte, absolvierte er dazu ein Medizinstudium. So kann er den Umgang eines Musikers mit

seinem Instrument in die Diagnose einbeziehen, bis hin zur konkreten Auswahl von Stücken.

Seine Beobachtung: „Jedes Instrument hat seine eigene Krankheit.“ Geiger zum Beispiel bekommen oft den „Geigerfleck“, eine wunde Stelle am Hals, wo die Geige aufliegt. Bläser erkranken am Grünen Star, wenn sie eines der sogenannten Hochwiderstandsblasinstrument Oboe, Fagott, Trompete oder Horn spielen. Der Druck im Kopf und in den Augen steigt beim Spielen zu stark an.

„Viele Musiker üben falsch“, sagt Goertz und zeichnet eine Kurve auf ein Stück Papier: Die Leistung hält zwanzig Minuten an, danach schleichen sich Fehler ein. Erst nach einer Viertelstunde steigt die Konzentration wieder. Heißt: In derselben Zeit könnte der Übende genauso gut ein Buch lesen. Oder das Stück im Kopf durcharbeiten und den Körper entlasten.

Selbst Profimusiker wissen solche einfachen Dinge oft nicht, denn sie entsprechen so gar nicht dem gängigen Musiker-Bild. Spätestens seit der Romantik zählen Musiker nicht mehr zu den Handwerkern, sondern zu den Geistesarbeitern. Musizieren gilt als spirituelle Tätigkeit. Den Körper ins Zentrum zu rücken, gleicht fast einer Entzauberung. Ihn auf der Bühne möglichst ruhig zu halten, ist das bedingungslose Ideal für klassische Musiker, auch wenn Jazzler etwas mehr Spielraum haben.

Hinzu kommt die Scheu, sich Kollegen anzuvertrauen. „Bei den großen Orchestern gibt es immer Konkurrenz“, sagt Andrew Joy, langjähriger Hornist beim WDR Sinfonieorchester Köln. „Deshalb hält je-

werke von Franz Liszt als Virtuosenfutter für technische Sonderbegabungen, konnte man eine Pianistenkarriere auch mit Mozart oder Schubert bestreiten. Heute kommt man ohne sie nicht mehr durch ein Klavierstudium. Oft konkurrieren mehr als hundert junge Musiker in den Probe-spielen um eine freie Stelle im Orchester. Gerade auf den lukrativen deutschen Markt drängen Musiker aus der ganzen Welt – eine Folge der Globalisierung.

Nach drei Stunden „Daga-dag-da“ als zweite Geige bei Verdi ist der Arm taub

Neue Tonträger haben Vergleichsmöglichkeiten geschaffen, die die Erwartungen selbst fern der Musikmetropolen dramatisch gesteigert haben. Wer im Orchester falsche Töne spielt, wird schnell zur Belastung für die ganze Gruppe. Ein kranker Musiker kann nicht nur den Gesamteindruck vermässeln, er kostet viel Geld, wenn er ganz ausfällt. Für jede Probe und jeden Auftritt müssen dann Aushilfen bezahlt werden.

Doch auch von den vielen Freiberuflern sagt niemand gern einen Auftritt ab. Die erfolgloseren können es sich schon aus finanziellen Gründen nicht leisten. Prominente Musiker gelten schnell als Risikokandidaten für Veranstalter. Psychische und physische Probleme greifen ineinander über, denn das Instrument stellt den materiellen wie immateriellen Lebensinhalt dar: Der versagende Körper löst unmittelbar Existenzängste aus.



Jahrelang konnte Leon Fleisher einige Finger nicht einzeln bewegen. Dann wurde er geheilt – durch Botox: hier ein Auftritt 2003.

FOTO: GETTY

der seine Probleme unter der Decke, solange es geht.“ Seine Geschichte zeigt, wie schnell ein Musiker an der Grenze zur Berufsunfähigkeit landen kann. Er hatte Zahnschmerzen verschleppt, war an einen offensichtlich nicht sonderlich gebagten Zahnarzt geraten. Im Kiefer bauten sich Spannungen auf, die Muskulatur im Gesichtsbereich verschob sich. Seine Auftrittsängste, schon zuvor quälend, wurden stärker. Sauber zu spielen fiel ihm schwerer, die Kommentare von Kollegen fielen eher unfreundlich aus. In Düsseldorf konnte die Physiotherapeutin zumindest seinen Kiefer wieder in Ordnung bringen. Manchmal traf er im Wartezimmer Kollegen, die ihn erstaunt ansehnen.

Schätzungen zufolge erkranken etwa sieben Prozent aller Profimusiker irgendwann in ihrem Berufsleben. Schließlich sind die Anforderungen in den letzten Jahrzehnten konstant gewachsen, was Virtuosität angeht sogar explodiert. Noch vor dreißig Jahren galten zum Beispiel die Klavier-

daga-dag-da, immer wieder: „Machen Sie das mal drei Stunden lang“, sagt er, „danach ist Ihr Arm taub.“

„Eines der Ziele von Musikmedizin muss sein, sich selbst zunehmend überflüssig zu machen“, sagt Maria Schuppert, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Musikphysiologie und Musikmedizin. Schuppert leitet an der Würzburger Musikhochschule selbst eine Abteilung für „Musik und Gesundheit“. Für die Studenten hält sie regelmäßig Seminare zur Stressbewältigung ab und zeigt ihnen Entspannungsübungen. Als wichtigste Aufgabe betrachtet sie die Prävention, auch deshalb arbeitet sie eng mit den Hochschulen zusammen. Wenn junge Musiker die Gefahren kennen, können sie frühzeitig Gegenmaßnahmen ergreifen. Die Akzeptanz von Musikmedizin sei in den letzten Jahren deutlich gewachsen, sagt Schuppert. Als Beweis nennt sie Grundlagenveranstaltungen in Körperarbeit, die die meisten Musikhochschulen inzwischen anbieten.

Auch Siegfried Mauser, langjähriger Leiter der Münchner und heute der Salzburger Musikhochschule, bestätigt: „In den letzten fünf Jahren ist ein Bewusstsein entstanden, das es vorher so nicht gegeben hat.“ Mauser spricht allerdings auch davon, dass physische und psychische Probleme bei Studenten deutlich zugenommen hätten, Haltungsschäden, Verspannungen oder Probleme mit der psychischen Stabilität. Früher habe der Instrumentallehrer in solchen Fällen zu „ein bisschen Gymnastik“ geraten oder dem Studenten Mut zugesprochen. Doch die Randbedingungen des Musizierens hätten sich zu stark verändert. „Das ist eine Tendenz, der man sich stellen muss“, sagt Mauser.

Am Salzburger Mozarteum entsteht gerade ein Institut für Musikmedizin in Kooperation mit der Salzburger Paris-Lodron-Universität und einer medizinischen Privatuniversität. Im neuen Institut soll man einen Master in Musikmedizin erwerben können, zugleich soll das Institut auch die Studenten des Mozarteums betreuen. Die meisten der bislang dünn gesäten Musikerambulanz sind aus solchen Kooperationen hervorgegangen, am prominentesten die in Hannover und Freiburg. Sie leisten an den Hochschulen Präventionsarbeit, stehen aber auch professionellen Musikern von außen offen.

Eher wie das Düsseldorfer Modell funktionieren wird dagegen eine Musikerambulanz, die in dieser Woche in München eröffnet wird. Am Klinikum rechts der Isar haben sich Ärzte verschiedener Fachgebiete zusammengefunden, die sich der Musiker annehmen. Das Spektrum reicht von der Handchirurgie bis zur Psychosomatik, von der Neurologie bis zur Ernährungsberatung. „München hat eine riesige Musiklandschaft“, sagt Bernhard Haslinger, der das Institut leiten wird, „aber es gibt nur wenige musikmedizinische Angebote im süddeutschen Raum.“

Musikmedizin ist auch hier eine Frage des persönlichen Engagements, hängt an interessierten Einzelnen. Die beteiligten Ärzte hätten allesamt einen starken persönlichen Bezug zur Musik, sagt Haslinger: „Rein aus der Theorie kann man Musikmedizin nicht betreiben.“

Auch in München strebt man eine Kooperation mit der Musikhochschule an, man habe sich dort für das Thema sehr offen gezeigt, sagt Haslinger. Daneben soll das neue Institut aber auch als möglicher Anschauungsort für jüngere Ärzte dienen. Schließlich ist es ja mehr als ein Gerücht, dass gerade Mediziner oft hervorragende Hobbymusiker sind. Vielleicht wird es am Ende ja sogar eines Tages so etwas wie einen Facharzt für Musikmedizin geben.

MICHAEL STALLKNECHT

Ein linkes Projekt

Hinter dem südeuropäischen „Populismus“ stecken Ideen aus Lateinamerika. Von Jan-Werner Müller

Und wenn es der griechischen Regierung gar nicht ums Geld ginge? Und auch nicht um die viel beschworene Würde des griechischen Volkes? Der scheinbar irrationale Kurs von Alexis Tsipras und Genossen lässt sich vor dem Hintergrund einer Strategie verstehen, welche auf eine Art Lateinamerikanisierung Südeuropas hinausläuft. Inspiriert wurde diese Strategie von dem argentinischen Theoretiker Ernesto Laclau (1935-2014), der den Begriff des Populismus für die Linke aus der Schmutzdecke holen wollte.

Syrizas auch von deutschen Beobachtern viel kritisierte „Populismus“ wäre denn nicht so sehr (oder nicht nur) eine Sache unverantwortlicher Finanz- und Wirtschaftspolitik – sondern buchstäblich der Versuch einer neuen „Volksbildung“ oder, mit den Worten Laclaus, der Etablierung einer neuen politischen Hegemonie in Griechenland. Der Weg zu dieser Hegemonie führt jedoch unweigerlich über eine Konfrontation mit inneren und äußeren Volksfeinden. Insofern ist es müßig, über die fehlende Kompromissbereitschaft von Syriza zu lamentieren.

Ernesto Laclau war zeitlebens ein Bewunderer Juan Peróns, des zweimaligen Präsidenten Argentiniens. Perón prägt die argentinische Politik bis heute, das politische Feld ist dort durch den Gegensatz Peronismus-Antiperonismus strukturiert. Laclau lehrte lange Jahre an der Universität Essex, zu deren distinguierten Alumni ein Herr Varoufakis sowie Rena Dourou, die Syriza-Gouverneurin von Attika, zählen. Gemeinsam mit seiner in Deutschland bekannteren Frau, der belgischen Politologin Chantal Mouffe, versuchte Ernesto Laclau, den Marxismus aus den Zwängen einer ökonomistisch verengten Klassenanalyse zu befreien.

Laclau zog aus Peróns Erfolg die Lehre, dass ein erfolgreiches linkes Projekt in einem ganz spezifischen Sinne populistisch sein müsse: Allerlei ganz verschiedene Forderungen der Bürger, die von einem liberalen (oder neoliberalen) Staat nicht mehr auf normalem administrativen Wege abgearbeitet werden könnten, müssten auf einen symbolisch schlagkräftigen gemeinsamen Nenner und gegen herrschende Eliten in Anschlag gebracht werden. Idealerweise stünde am Ende ein vereintes Volk gegen seine inneren und äußeren Feinde – wobei Laclau sich auch nicht scheute, diesen Antagonismus, dem Carl Schmitt nicht unähnlich, mit dem Politischen als solchem gleichzusetzen.

In Griechenland und Spanien hat der Staat nach dem Bürgerkrieg die Gesellschaft befriedet

Genau wie das Volk in der politischen Vorstellung fusioniert und symbolisch geschlossen gegen seine Feinde stehen muss, gilt es auch, die alten Eliten als eine homogene „Kaste“ erscheinen zu lassen. In Griechenland oder auch in Spanien ist das nicht sonderlich schwer: Linke und rechte Volksparteien haben sich in beiden Ländern über Jahrzehnte beim Staat bedient und ihre Inkompetenz in Sachen Wirtschaft ausgiebig unter Beweis gestellt. Man darf aber auch nicht vergessen, dass beide Länder im zwanzigsten Jahrhundert durch einen Bürgerkrieg traumatisiert

wurden. Ähnlich wie in Österreich – an dessen Bürgerkrieg Anfang der Dreißigerjahre sich kaum noch jemand erinnert – wurde der Staat dazu benutzt, eine polarisierte Gesellschaft zu befrieden. Klientelismus und Proporz waren zwar nicht sonderlich demokratisch – aber sie dienten auch der Pazifizierung ideologisch tief gespaltenen Völker. Kompromiss, nicht Konfrontation, hieß lange die erste Politikerpflcht.

Syriza und ebenso die spanische Podemos-Bewegung gehen gegen dieses alte System konsequent vor. Ihr Ziel ist es nicht nur, an die Schalthebel der Macht zu kommen (in Spanien wird Ende des Jahres ein neues Parlament gewählt); es geht auch darum, die politische Kultur grundlegend zu ändern, ganz wie es der italienische Marxist Antonio Gramsci – eine der wichtigsten Inspirationsquellen Ernesto Laclaus – mit seinem Begriff der kulturellen Hegemonie suggerierte. Aus dieser Sicht ist „Symbolpolitik“ nicht etwas Minderwertiges – langfristig ist Symbolpolitik die wichtigste Politik überhaupt.

Die „radikale Demokratie“ profitiert von der Korruption der Sozialdemokratie

Spezifisches Vorbild für Podemos sind die lateinamerikanischen Länder Venezuela, Bolivien und Ecuador, die Avantgarde im Kampf gegen den globalen Neoliberalismus. In allen drei Staaten wurde eine versorgungsgebende Versammlung einberufen (oft unter Missachtung bestehender Gesetze); in allen drei Staaten standen am Ende von einem Volksführer geeinte Massen gegen die alten Eliten (und, im Zweifelsfall, die imperialistischen USA, welche noch stets die Feinde des Volkes unterstützten). Die Podemos-Intellektuellen haben denn auch nicht nur den alten Parteien, sondern auch der spanischen Verfassung von 1978 – einer Kompromisslösung im Übergang von der Franco-Diktatur zur Demokratie – den Kampf angesagt. Die Aussicht auf eine „Bolivarische Revolution“ à la Hugo Chávez in Venezuela dürfte allerdings auch viele Spanier, welche sich durchaus frischen Wind im Parteiensystem wünschen, eher abschrecken.

Die Verfechter einer neuen „radikalen Demokratie“ (ein ebenfalls von Laclau und Mouffe geprägter Begriff) sind sich nicht in allem einig. Aber bei der Antwort auf eine Frage kennen sie alle ganz sicher die Antwort: Wer hat das Volk verraten? Sozialdemokraten. Es ist das Vakuum, das durch Korruption diskreditierte Parteien wie Pasok in Griechenland und PSOE in Spanien hinterlassen haben, in das eine durch die Finanzkrise radikalisierte Generation direkt vom Syntagma-Platz in Athen und der Puerta del Sol in Madrid (wo 2011 die großen Proteste stattfanden) gestürmt ist. In den Siebzigerjahren half die SPD tatkräftig ihren Genossen in Ländern, die den Weg von Diktatur zu Demokratie eingeschlagen hatten. Wer kein in Laclau'schen Sinne populistisches Südeuropa will, muss sich daher vor allem fragen, was eigentlich die Sozialdemokratie heute so macht.

Jan-Werner Müller lehrt Politische Theorie in Princeton. Sein Essay „Was ist Populismus“ erscheint im Oktober in der Edition Suhrkamp.

NACHRICHTEN

Amazon-Vergütung

Die Idee von Amazon, bei seinen digitalen Bücher-Flatrates die Vergütung der Urheber von der Zahl geleasener Seiten abhängig zu machen, ist auf Kritik bei Autoren in Deutschland gestoßen. „Dies ist ein kontrollierender Eingriff in den intimen Dialog des Lesers mit dem Buch und das damit verbundene Verhältnis zum Autor“, erklärte die Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller in der Gewerkschaft Verdi, Eva Leipprand, am Montag. Amazon stellte zum Monatsanfang das Verfahren für Tantiemen-Zahlungen im Abo-Angebot Kindle Unlimited und der Kindle-Leihbücherei um. Sie orientieren sich nicht mehr an der Zahl der Ausleihen eines Titels, sondern daran, wie viele Seiten tatsächlich gelesen wurden. Beim Schriftstellerverband seien sich Bundesvorstand und Landesvorsitzende einig, „dass dieses System bei einer weiteren Verbreitung eine Katastrophe für die Literaturlandschaft bedeute“, hieß es. Autoren könnten sich genötigt sehen, die Leser „im ‚Cliffhängerstil‘ von einer Seite zur nächsten zu treiben“.

DPA

Sorbischer Jazz

Das Sorbische National-Ensemble möchte sein Repertoire erweitern und künftig auch Jazz, Rock und Pop bieten. Für eine entsprechende Klasse sucht man nun junge Musiker. Die Proben sollen im Oktober beginnen.

DPA

„Minions“ auf Platz eins

Die Minions verdrängen die Dinosaurier von der Spitze der deutschen Kinocharts. Mehr als 930 000 Zuschauer bescherten dem 3D-Animationsfilm „Mini-

ons“ ein „fulminantes Debüt“, wie Media Control am Montag mitteilte. „Jurassic World“ landete auf Platz zwei mit 175 000 Kinobesuchern zwischen Donnerstag und Sonntag.

DPA

Preis für grotesken Humor

Der österreichische Autor Wolf Haas erhält den mit 10 000 Euro dotierten Kasseler Literaturpreis für grotesken Humor 2016. Das teilte Kassels Oberbürgermeister Bertram Hilgen am Montag mit.

KNA

HEUTE

Feuilleton

In Chicago verabschiedeten sich jetzt „Grateful Dead“, die berühmteste Jam-Band des Rock 13

Literatur

Polit-Gaudi: Victor Klemperer berichtet über die Münchner Räterepublik 1919 14

Das Politische Buch

Legenden über den Krieg im Dunklen: Die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ 15

Wissen

Manche Menschen haben schon mit 38 Jahren ein biologisches Alter von 60 16

> www.sz.de/kultur